

Jesu Einzug in Jerusalem: eine Szene voller Paradoxien. Es ist ein Triumphzug, der sich da abspielt: wie ein König reitet Jesus in Jerusalem ein, bejubelt, ganz oben auf der Erfolgswelle, gefeiert. Es ist ein guter Tag, so werden es die Jünger empfunden haben: sie hatten Angst, nach Jerusalem zu gehen und jetzt dieser Erfolg, dieser Jubel: wie ein König. Aber stimmt das auch? Wie ein König? Jesus reitet auf einem Eselsfüllen. Er ist kein König in Prunk und Pracht. Er ist eher ein Antikönig. Und dennoch: es sieht so aus, als hätte er die Menge für sich. Seine Freunde, seine Anhänger, die Menge der Menschen: alle sind auf seiner Seite.

Aber dann: Im Garten Getsemani betet Jesus in Todesangst: lass diesen Kelch an mir vorübergehen. Die Freunde, Petrus, Jakobus und Johannes, schlafen derweil. Das ist die Stelle in der Passion, die mich jedes Jahr am meisten berührt: die Freunde schlafen einfach, obwohl er sie bittet, wach zu bleiben.

Kurze Zeit drauf: ein Freund, Judas, verrät Jesus. Für 30 Silberlinge. Das ist für die Kindergarten- und Schulkinder immer am schwersten zu verstehen: so etwas tun Freunde nicht.

Und dann, wieder kurze Zeit später: der Freund, der hoch und heilig versprochen hat, mit Jesus ins Gefängnis und in den Tod zu gehen: er leugnet dreimal, Jesus überhaupt zu kennen.

Und die Menge: „Kreuzige ihn“ ist nun ihr Ruf. Der Tod am Kreuz: eine der schwersten Strafen für miese Verbrecher. Ganz unten ist er angekommen, dieser Jesus: wer hoch steigt, kann auch tief fallen, steht am Ende nackt und bloß da, alleingelassen von allen, die seine Erfolge gefeiert haben. Am Kreuz stehen nur noch seine Mutter und sein Lieblingsjünger, die anderen sind verschwunden, verstecken sich.

In der Passion sind wir Jesus nach Golgatha gefolgt. Und nun? Stehen wir wirklich mit unterm Kreuz? Oder verstecken wir uns doch lieber, hinter Phrasen und wohlklingenden Worten...

Zu Jesus stehen heißt für mich: da zu sein für die Menschen, für die er da war. Für die, die auch ganz unten sind: alt und einsam, krank und verlassen, arm und verachtet.

Zu Jesus stehen heißt für mich: hinzuschauen: dahin, wo Menschen im Elend leben. Dahin, wo Menschen sterben, weil wir hier unseren Wohlstand sichern wollen. Im Augenblick (zumindest noch gestern, als ich diese Worte hier überlegte) irrt wieder ein Schiff durchs Mittelmeer, das Menschen vor dem Ertrinken gerettet hat – und nirgends anlegen darf. In Deutschland wird ernsthaft darüber diskutiert, ob man Menschen im Mittelmeer ertrinken lassen soll, damit keiner mehr nachkommt. Jesus hat keine anderen Hände als die unsrigen, dieses Wort kennen wir alle: aber die Hände, die Helfen könnten, die brauchen wir, um uns die Augen zuzuhalten, damit wir die Toten nicht sehen, um uns die Ohren zuzuhalten, damit wir die Schreie nicht hören.

Verstehen Sie mich nicht falsch: es geht mir nicht darum, dass Deutschland alle Flüchtlinge dieser Welt aufnehmen soll – da sind wir allerdings weit von weg. Es geht mir darum, die Menschen nicht ungesehen sterben zu lassen, sondern hinzusehen, dahin, wo Elend, Krieg und Ausweglosigkeit das Leben bestimmen. Und aufzustehen gegen die Unmenschlichkeit unserer Zeit, die das Sterbenlassen tatsächlich als eine Option sieht. Den Mund aufzumachen.

Hinzugucken überall da, wo sonst keiner hinguckt. Hier im Forstwald, in Krefeld, und überall in dieser Welt, je nach den Möglichkeiten, die wir haben. Egal, ob man uns dafür belächelt oder beschimpft. Dann, ja dann stehen wir mit unter dem Kreuz.